

# Der Patent Feldstuhl.

Von Jonas Bauer.

Seit jeher war es meine Passion, mich mit allem zu versehen, was unter dem bekannten Motto „Unentbehrlich für jedermann“ an Novitäten auftaucht, und ich hatte im Laufe der Jahre so viel von dieser Gegenstände angeammelt, daß ich — wenn ich alle dieser Unentbehrlichkeiten immer mit mir geführt hätte — nie ohne Begleitung eines Möbelwagens hätte ausgehen dürfen. Heute beim Frühstück war mir wieder ein großes Informat in meinem Leiblatt, „Der Krateher in die Augen gefallen, in dem mit dem Aufwande der übermenschlichsten Superlative eine neue Erfindung: „Der Patent-Feldstuhl“, als größte Erfindung eines der zwanzigsten Jahrhunderts angepriesen wurde.

Der höfliche Ladenbesitzer empfing mich äußerst würdevoll. Man konnte in seinen Mienen das erhebende Bewußtsein lesen, einen berühmten Namen zu besitzen, einen Namen, der noch von späteren Geschlechtern als der des Patentstuhler-Erfinders genannt werden würde. Auf mein Verlangen begann dieser Herr seinen Gegenstand zu demonstrieren. Er that dies mit Rücksicht auf das beschränkte Fassungsvermögen eines Wagens in sehr ausführlicher Weise.

Der Patentfeldstuhl war eigentlich nichts anderes als ein etwas forpulerter Spazierstod. Bei Abnahme des Knopfes theilte sich dieser in drei Stäbe, die in der Mitte kreuzweise zusammengehalten wurden und durch Leinwandurten verbunden, einen Sitz frei ließen. Das war aber noch nicht alles! Wenn man den Stuhl zusammenklappte, ihn dann am unteren Ende feste und kräftig schwang, so entfalte er, wie durch Zauberei, einen ziemlich umfangreichen Regenschirm.

Ich war entzückt! Dann machte ich dem genialen Erfinder mein Kompliment, zahlte den geforderten Preis und eilte glücklich in dem Besitz dieses Wundermerkes von dannen.

Auf der Straße schritt ich langsam dahin, wollte ich doch allen Vorübergehenden Gelegenheit geben, mein neues Eigentum zu bewundern. Diesen Zweck erreichte ich in einer jede Erwartung übertreffenden Weise, ohne daß ich mich nur im mindesten zu bemühen brauchte. Aller Augen richteten sich auf meinen umfangreichen Spazierstod, viele Blicke haften mit einer gewissen Scheu auf mir und manche Passanten wichen mir schon von weitem mit besorgter Miene aus. Ich mußte mir wohl selbst gestehen, daß mein Aussehen, mit dem unheimlichen Instrument an der Seite, sehr wenig Vertrauensregendes besaß. Auch war das Ding ziemlich schwer und durchaus nicht angenehm zu tragen. Doch das waren kleine Uebelstände und ich tröstete mich mit dem Gedanken an die großen Vorteile dieser neuen Erfindung. Dieser Prügel, den ich da mit mir schleppte, wird bald nichts Auffällendes mehr an sich haben und alle, die mich jetzt mit zweifelhaften Blicken mustern, werden in kurzem selbst einen solchen Feldstuhl tragen. Dieses Möbel ist doch unentbehrlich für jedermann, wie mir der Erfinder persönlich versichert und ich war der erste, der ein solches besaß!

Welches Bewußtsein!

Auf die Dauer aber wurde die Sensation, die meine Reule erregte, doch etwas peiniglich, und ich beschloß, einen Spaziergang in den abseits gelegenen und ziemlich menschenleeren Auen zu machen, dort konnte ich auch die Vortheile des Patentstuhles gleich praktisch erproben.

Gedacht — gethan!

Ich schlug mich setwärts in die Büsche, weit und breit war Niemand zu sehen, und in einer gänzlich abgelegenen Allee begann ich mein Zelt aufzuschlagen. Die Eisenpfe des Stodes wurde in das feuchte Erdreich gehohlet, der Knopf abgeschraubt und ich nahm auf meinem improvisierten Sitz Platz. Man sah allerdings nicht bequemer, die Sitzfläche war sehr beschränkt, so daß man beständig balancieren mußte, um das Gleichgewicht zu erhalten, auch fehlte die Lehne, so daß von einem wirklichen Ausruhen eigentlich keine Rede sein konnte. Das war nun freilich ein Uebelstand, dagegen aber ließ sich nichts machen, einen behaglichen Fauteuil hätte man in einem Spazierstod ja auch nicht unterbringen können. „Praktisch bleibt die Sache aber trotzdem“, versuchte ich mir einzureden, denn es begannen in dieser Hinsicht bereits gelinde Zweifel in mir rege zu werden. Die Situation gefiel mir nicht ganz. Wenn ich mich auf einen Zaunpfahl niedergelassen hätte, hätte ich ebenso gut gelesen, jedenfalls sicherer, — denn das Ding unter mir schwankte oft in besorgniserregender Weise — und dann hätte ich besagten Pfahl ruhig an seinem Platze stehen lassen können und nicht nötig gehabt, ihn wieder mit mir zu schleppen.

Auf der anderen Seite des Weas befand sich eine sehr bequeme Bank. Ich hatte mich, anfänglich wie zum Hohne, dieser gerade gegenüber gesetzt, mit dem Gedanken, wie gut ich es doch hätte, vermöge meines Patentstuhles nicht mehr auf eine solche Gelegenheit reflektieren zu müssen, deren Annehmlichkeit nur von dem guten Willen der zuerst Angeworbenen abhing. Jetzt aber, wo mich bereits alle Glieder zu

schmerzen begannen, blickte ich sehnsüchtig auf die leere Bank, die mir spöttlich zugulächeln schien. Ich schloß die Augen, um das dumme Ding nicht mehr zu sehen, und im nächsten Moment lag ich samt meinem Patentstuhl der Länge nach auf der Erde.

Ein wahres Glück, daß dieses unangenehme Intermezzo keinen Zeugen gehabt hatte, man hätte mich sicher ausgelacht, und das wäre mir nicht recht gewesen. Ich hatte gerade genug, klappte den Stuhl zusammen und ging meiner Wege. Selbstverständlich war ich vorher aufgestanden.

Ich hatte jetzt keine rechte Freude mehr an meinem Besitz und nur eine schwache Hoffnung, daß er sich als Regenschirm vielleicht besser bewähren würde. Ich wünschte sehr, ihn in dieser Hinsicht zu erproben und — als ob der Himmel mir entgegenkommen wollte, begannen auch schon die ersten Tropfen zu fallen.

Nun, Patent-Feldstuhl, zeige, was du kannst! — Ich ergriff ihn am unteren Ende — auch wieder etwas, woran der Erfinder nicht gedacht hatte! — Die Spitze war durch das Einbohren in die Erde ganz fest geworden, und in dem bereits heftig gewordenen Regen mußte ich nun stehen bleiben, um mich und den Stod zu reinigen. Nachdem dies geschehen und ich schon ziemlich naß geworden war, versuchte ich das mißlungene Experiment zu wiederholen. Ich schwang den Stod einmal — zweimal — dreimal — immer heftiger, der erwartete Effekt blieb jedoch aus, kein Regenschirm wollte zum Vorschein kommen.

So war ich wieder auf die Straße gelangt und bemerkte, daß meine mißglückten und für einen Reichtumgeheimnis höchst geheimnisvollen Manipulationen mit dem wichtigen Prügel sehr erhebliches Aufsehen zu machen begannen. Man blieb stehen, betrachtete mich verwundert und ging mir in möglichst weitem Bogen aus dem Wege. Auch ein Wächter der öffentlichen Sicherheit schien sich für mein räthselhaftes Beginnen sehr zu interessieren, denn ich sah, wie er Miene machte, mir in einiger Entfernung zu folgen. Dem mußte ich ausweichen.

Nach eilte ich in dem nun strömenden Regen durch mehrere Gassen, ich war bereits naß bis auf die Knochen. Alle Welt trug schützende Regenmäntel, nur ich nicht. War ich denn ein Paria, ausgeschlossen aus der Menschheit? Keiner, auch ich war in Archaie geboren, auch ich mußte einen Regenschirm haben — da war die Ede — rasch blickte ich mich um — dann ... mit einer wahrhaft verzweifelten Anstrengung schwang ich den Stod — ein dumpfer Schlag — ein Schrei — Hundegeheul und ein ferniger Fluch, alles — nur kein Schirm folgte als Resultat meiner Bemühung. Ich hatte mit meiner Reule einen Herrn auf die Nase getroffen, dieser war, zurückprallend, einen hinter ihm gehenden, ahnungslosen Zeitgenossen auf die für solche Eventualitäten nicht eingerichteten Hüftknochen gesprungen, während dessen Waden von einem Fleischschuhde, den die rasche Bewegung erreicht haben mochte, festgehalten wurden.

Somit war nichts zu sehen!

Der Gefangene besaß übrigens ein so kolossales Riechorgan, daß eine große Geschicklichkeit dazu gehörte, ihn wo andershin zu treffen. Mit zwei wüthend hervorgezogenen Worten konstatierte er in mir eine Persönlichkeit von sehr wenig hervorragenden geistigen Fähigkeiten. Meine Erwiderung war ebenfalls ein wenig naturalistisch angehaucht, und so wollten wir eben eine kleine Unterhaltung beginnen, die nur durch das Plüchen des Hintermannes unterbrochen wurde, der sich von dem knurrenden Fleischschuhd zu befreien suchte, indem er ihm bei seinem kurzen, zu diesem Zwecke sehr aequanimen Schwunge zog, als sich der Wachmann näherte, der mir schon früher seine ehrenvolle Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Mit verständnisvollem Lächeln ließ er sich den Hergang der Sache schildern, erkundigte sich dann teilnehmend nach meinem Namen, meiner Adresse, Geburtsort, Datum und Jahr, welche interessanten Daten er dem Forschungsrieche der Nachwelt entgegenkommend, in seinem Notizbuche verewigte. Man konstatierte er das „corpus delicti“, befreite in lebensmüddiger Weise den anderen von dem biffigen Köter, nahm auch dieses Faktum zu Protokoll, und die Probeur war zu Ende. Ich durchbrach eilends den Kreis von Neugierigen, der sich trotz des Regens um den Schauplatz der Ereigniffe gesammelt hatte, und trabte heimwärts.

Jetzt erwarte ich stündlich eine freundliche Einladung der hochwohlwollenden Polizei, um mich vielleicht wegen versuchten Totschlages zu verantworten. Ein zweites Exemplar des Patentfeldstuhles habe ich mir aber nicht mehr angeschafft!

# Internationale Juwelenchwindler

Unlängst ist es zwei internationalen Gaunern in München gelungen, einem Juwelier aus Frankfurt a. M. auf einen gefälschten Scheck für 142,600 Mark Juwelen zu entlocken. Ueber die näheren Einzelheiten dieses raffinierten Hochstaplercoups wird gemeldet:

Die beiden Gauner, der angeblich meritanische Großfarmer Don Jose und sein Komplize, Emil Becker, hatten gleich nach ihrer Ankunft im Bayerischen Hof in München ein „Depot“ im Trezor des Hotels niedergelegt. Vom 3. September an wohnten sie im Hotel und suchten Professor Franz von Stud auf, bei dem sich der „reiche Mexikaner“ porträtierten ließ, was natürlich für die Gauner schon dem Hotel gegenüber als Zeichen ihrer Kreditfähigkeit diente. Bei Stud, von dem die Gauner wiederholt eingeladen waren, verkehrte auch ein Bekannter des Frankfurter Juweliers Koch. Dieser hatte nicht Eiligeres zu thun, als seinen Frankfurter Freund auf den Juwelenliebhaber aus Mexiko aufmerksam zu machen. Den Abschluß des Geschäfts zogen sie bis Sonnabend Abend hin, damit der Scheck bei der Filiale der Deutschen Bank in Wiesbaden weder telephonisch avvistiert noch am Sonntag zur Zahlung präsentirt werden konnte. Unbegreiflich bleibt es trotzdem, wie der junge Koch aus Frankfurt den bloßen Scheck in Zahlung nehmen und Juwelen, Ringe u. s. w. im Fakturawerthe von 142,600 Mark auf gut Glück gegen ein einfaches Papier hergeben konnte. Der ganze Schwindel ist offenbar von langer Hand vorbereitet, und der junge Koch ist wahrscheinlich nicht zufällig, sondern planmäßig von den Spitzbuben eingefangen worden, denn Becker war früher in der Juwelierbranche tätig gewesen und tannie sich in den Personalien des Juweliergehäfts gut aus. Nachdem die Gauner die Juwelen erhalten hatten, soupierten sie gemüthlich im Hotel, das sie mit der Erklärung verließen, daß sie sich ins Parkcasino begeben und am nächsten Tage nicht gewerd zu werden wünschten. Sie sind dann in der Nacht unauffällig aus München abgereist. Ihr im Hotel zurückgelassener Koffer war — leer, desalich auch das im Safe deponirte Kästchen.

# Ein Opfer des Klatsches.

Eine schredliche Tragödie wurde während eines Todenjahrsgerichts in Süd-London enthüllt. Das Opfer ist ein wohlbetannter und hochgebildeter Arzt, der Selbstmord beging, indem er Gift nahm. Der Arzt hatte einen reichen Onkel seiner Frau behandelt, der im Alter von 82 Jahren während der Behandlung starb. Es hieß in dem Distrikt, daß die Behandlung des Arztes den Tod verschuldet habe, und die Klatscherei nahm schließlich solche Dimensionen an, daß die Leute sich erzählten, der Doktor habe seinen Patienten vergiftet, damit die Frau ihre Erbschaft erhalte. Der Polizei wurde eine Anzeige gemacht und Kriminalbeamte hielten bei dem Doktor Haus-suchung und stellten Nachforschungen an. Das nahm sich der Arzt so zu Herzen, daß er beschloß, Selbstmord zu begehen. Infolgedessen nahm sich sein Freund seiner an und blieb Tag und Nacht in seiner Nähe. Inzwischen war die Leiche des Onkels gerichtlich untersucht und festgestellt worden, daß er eines natürlichen Todes gestorben war und daß von einer Vergiftung keine Rede sein konnte. Nichtsdestoweniger führte der Arzt seinen Entschluß aus und nahm Gift, als sein Freund für kurze Zeit abgerufen wurde. Er hinterließ einen Brief, in welchem nur die Worte standen: Ich bin unschuldig.

# Eigenartiger Wettbewerb.

In der kleinen Gemeinde Bagnolet, die zu den Vororten von Paris zählt, hat ein eigenartiger Wettbewerb stattgefunden. Es waren nicht Dichter oder Sänger, die sich zum Streit der Lieder und Gefänge zusammenfanden, auch keine begeisterten Freunde der Tanzkunst, die sich in den Vorberritten, die gräßlichsten oder ausdauerndsten Tänzer der Welt zu sein, es war kein Preisstiefeln und keine Regellottorei; Bagnolet genießt den originalen Ruhm, den großen Wettbewerb der Kartoffelbrater veranstaltet zu haben. Unter großen, purpurrothen Sonnenschirmen sah man auf dem Marktplatz des Städtchens hinter weißbellebten Tischen allerlei erste und würdige Herren und Damen, die sich emsig bemühten, in großen, blattgeputzten Bratpfannen Kartoffeln zu rösten. Ueberall wo man hinsah, sah man weiße, gelbe oder schon knusperig braune Kartoffelstücken im brodelnden Fett dampfen, und ein seltsamer, ein wenig bitterer Geruch mischte sich in den Duft der Hyazinthen und Veilchen, mit denen die Brattische geziert waren. Wenn dann der Anhalt der Pfannen eine leckere goldgelbe Färbung mit abgetrockneten braunen Rand erreicht hatte, dann eilte der Bratpfann oder die Brattische erwartungsvoll

mit dem Erzeugniß ihrer Kochkunst zu den Preisrichtern, die mit kritischen Kennerblicken die Bratkartoffeln prüften und nach einer Probe und einer stillen Beratung ihr sachgemäßes Urtheil abgaben. Zum Schluß werden dann die Preise vertheilt. Den ersten Preis erhielt ein Kartoffelbrater aus dem Quartier du Temple, der fortan auf seine Visitenkarte den Ehrentitel setzen mag: „Erster Preis im Bratkartoffelwettbewerb“.

# Die Weltmeisterschaft im Kartenspielen.

Vor kurzem ist in Frankreich vom „Halterophilie Club de France“ ein Weltkampf um eine merkwürdige Weltmeisterschaft, die im Kartenspielen, ausgetragen worden. Sieger in dieser eigenartigen Konkurrenz blieb der Athlet Peladeau, dem es u. a. gelang, ein Bündel von 153 Karten, also fast fünf volle Spiele, auf einmal in einem Zeitraum von 2 Minuten 32 Sekunden zu zerreißen. Der Weltkampf wurde nach folgenden Bestimmungen entschieden, die der veranstaltende Club aufgestellt hatte: 1. Zerreißen einer möglichst großen Anzahl von an den kurzen Seiten zusammengebundenen Karten in einer Maximalzeit 3 Minuten. 2. Zerreißen eines Packs von 80 Karten in möglichst kurzer Zeit. 3. Zerreißen möglichst großer Pakete von Karten in vier Theile. Das Kartenspielen ist eine Übung, die von Athleten schon seit langer Zeit gepflegt wird. Sie ist eine Feinart — Übung und wird hauptsächlich von Spezialisten betrieben. Man findet häufig Männer, die keineswegs über besondere Körperkraft verfügen, aber eine ganz erstaunliche Fingerkraft besitzen. In manchen Berufsweigen werden bekanntlich die Finger ganz besonders beansprucht; so findet man unter den Schlossern und Drahtziehern Leute mit ganz außerordentlicher Kraft in den Händen und Fingern.

# Die Insel von Monte Christo.

Der König von Italien ist soeben endgültig Besitzer der Insel Monte Christo geworden, die dem Marquis Rudolf von Florenz gehörte, dem sie der Monarch bereits seit zehn Jahren abgemietet hat. Diese Insel, die in unserer Phantasie so viele romantische Erinnerungen weckt, seitdem sie von Alexander Dumas unsterblich gemacht worden ist, hatte auf Victor Emanuel III., als er noch Prinz von Neapel war, durch ihre romantischen Reize und ihre pittoreske Schönheit einen bezaubernden Eindruck gemacht. Wenige Meilen von der Insel Elba entfernt, weist sie als einzige Behausung einen Jagdpavillon auf, den der König errichten ließ, um hier von Zeit zu Zeit mit der Königin die Sorgen seines Herrscheramtes zu vergessen. Besonders die Königin Elena hat jeder Zeit eine Vorliebe für dieses Paradies an den Tag gelegt, in dessen verdämmernden Wäldern sie gern umherstreift und auf dessen einsamen Fluren man sie in den Kostümen einer toscanischen Bäuerin bewundern kann, die sie so ausgezeichnet kleiden.

# Russische Gefängnisse.

Im Gefängniß zu Wladimir in Rußland gibt es finstere Zellen, in welchen sich weder eine Sitzgelegenheit noch ein Tisch noch ein Bett befindet. Bei Tag darf der Sträfling, der in diesen Todtenkammern genannten Zellen eingesperrt ist, sich nicht auf die Erde legen, auch wenn er noch so krank und müde ist; bei Nacht aber darf er sich von dem schmuzigen Fußboden auch nicht für einen Augenblick erheben.

In die furchtbaren Marterzellen wird jeder, der sich ein Vergehen gegen die Hausordnung zu Schulden kommen läßt, verwiesen; so wird z. B. jeder Sträfling, der nicht sofort respektvoll aufspringt, wenn der Gefängniswärter sich im Thürrahmen blicken läßt, zu sieben Tagen Dunkelarrest verurtheilt. Aber das Gefängniß von Wladimir ist ein wahres Paradies im Vergleich zu dem Bagno von Tobolsk. Hier werden die Gefangenen in einer geradezu unerhört grausamen Weise behandelt und bei jedem Aufsehnungsversuch niedergeworfen oder niedergeschossen. Die Peitsche ist an der Tagesordnung, und die Grand Reue erzählt in ergreifender Weise, wie selbst wegen geringfügiger Zuwiderhandlungen die härtesten Anstaltsstrafen verhängt werden. Ein Sträfling nimmt die kleine Zehranlampe von der Mauer, um sich eine Zigarette anzuzünden; er wird dabei überrascht und blutig gepeitscht. Ein anderer will den Staub vom Fußboden nicht mit der Hand wegwischen und sucht einen Lappen; er wird durch die Krute an „Ordnung“ gewöhnt. Ein dritter hat an seiner Sträflingsjacke einen Knopf nicht richtig eingeknüpft; sofort die Peitsche! Die Gefängnisordnung verbietet dem Herrn Direktor, mehr als 99 Anstaltsstrafe auf einmal aufzuzählen zu lassen, und der Herr Direktor ist ein pflichtgetreuer Beamter, der sich streng an die Vorschriften hält; deshalb bekommt auch der Sträfling nicht alle Anstaltsstrafe auf einmal, sondern heute

99 und morgen wieder 99. Man theilt die Menschen, die das Vergnügen haben, in russischen Gefängnissen zu sitzen, ein in Bezichtigte, Verurtheilte und zum Sterben Bestimmte. Die letzteren, deren Zahl oft sehr groß ist, sind von den anderen getrennt.

Sie warten wochen- und monatelang auf ihren letzten Tag und wissen, wenn die Sonne untergeht, nicht, ob sie noch den neuen Morgen sehen werden. In den ersten Tagen nach der Verurtheilung macht ihnen der Gedanke an den Tod nicht allzu große Sorgen; nach einiger Zeit aber beginnen sie unruhig und aufgeregter zu werden. Mag geschehen, was geschehen soll, aber rasch! Dieses bange Harten ist unerträglich! Die zum Sterben Bestimmten haben ein Privileg: sie werden nicht in Ketten gelegt und dürfen ihre Angehörigen sehen.

Zweimal in der Woche wird die Schaar der Verurtheilten der Todes-kandidaten in den sog. Sprechsaal des Gefängnisses hineingelassen. Zwischen den Sträflingen und den Besuchern befinden sich zwei Gitter, und man ruft sich durch die Gitterstangen etwas zu, was kein Mensch verstehen kann, denn es herrscht, da die Zahl der Besucher groß ist, ein furchtbarer Lärm; einer sucht den anderen zu überschreien, in der Hoffnung von seinen Lieben gehört zu werden. Nach fünf oder sechs Minuten wird der Saal geräumt, worauf eine neue Schaar von Gästen eintreten darf. Und so wiederholt sich das traurige Spiel immer von neuem.

# Moderne Zoggenburger.

Englische Blätter erzählen, wie ein wohlhabender junger Mann in Bristol die Hand einer Schreibmaschinistin erlangt hatte. Die betreffende junge Dame verhielt sich allen Annäherungen des Liebhabers gegenüber äußerst zurückhaltend. Sie wollte weder auf ein Rendezvous in einer Konditorei, noch in einem Theater, noch sonstwo eingehen. Der Liebende war bereits völlig verzweifelt, als er auf einen gloriösen Gedanken verfiel. Die Roth seiner Lage machte ihn zum Dichter. Er setzte sich hin und schrieb eine Novelle in Fortsetzungen, in der er und die Geliebte seines Herzens die Helden waren. Diese Novelle sandte er Blatt für Blatt der jungen Dame zu, die sie wie jeden anderen Auftrag geschäftsmäßig „effektuirte“. Gleichzeitig aber entnahm sie aus dem, was sie schrieb, auch das, was sie entnehmen sollte, und das Ende vom Liede war denn auch, daß sie ihn „erhörte“. — Ein anderer moderner Zoggenburger, der in Birmingham wohnte, während „sie“ in Glasgow residirte, schrieb ihr acht Monate hintereinander Festkarten, auf denen jedesmal in lapidarer Größe nur ein Buchstabe zu lesen stand. Am Ende jeder Woche aber erasch sich aus den Postkarten immer: Ich liebe dich!

# Im Auto zu Grabe.

Aus Paris wird berichtet: Das erste Begräbniß im Rotornwagen passirte dieser Tage die großen Boulevards und erzielte dort den unerwarteten Reueitererfolg. Hinter dem Leichenwagen, dessen Chauffeur torrett in Schwarz gekleidet war, folgten elfsch Automobile mit den Leibtrogenden, inder die für den theuren Verbliebenen bestimmten Kränze auf den Dächern der Rotornwagen neben den Pneumatiks untergebracht waren. Wessen Leiche so im beschleunigten Verfohren der Erde übergeben wurde, konnte man nicht erfahren, allein manche der erstaunten Passanten, die das eigenartige Schauspiel betrachteten, meinten, die trocknen Erden müßten es wohl sehr eilig gehabt haben.

# Gedankensplitter.

Gelegenheit kommt oft ungelegen.

„Man muß sich beherrschen können!“ sagte der Marder am Quarknapfe.

Manchem ist sein junges Weib so lange „Herzengönigin“, bis sie zu regieren anfangen will.

Genial.

„Was ist denn das für eine verdrückte Idee, Spund, mit dem Geldbriefträger hast du Brüderchaft geschlossen?“

„Großartig, nicht wahr? Der läßt nun hin und wieder ein Wort fallen, wer von den Kollegen Geld erhält, und den pumpe ich dann an.“

# Bergriffene Mittel.

Rutter (zu Besuch): „Aber, Kind, an den Figuren und Wäfen hier hängen ja noch überall die Preistafeln!“

Junge Frau: „Laf sie um Gotteswillen hängen, Mama! Wenn das Dienstmädchen nicht weiß, was die Sachen kosten, da schlägt es einem noch viel mehr entzwei.“

Variante.

Als er Abschied nahm, als er Abschied nahm, war sein Haupt so licht und leer; als er wiederkam, als er wiederkam, war's bombenschwer.

Er muß es ja wissen.

Fremder: „Hier im Dorf soll ja ein Bauer wohnen, der hundert Ochsen hat.“

Stallung (Stolz): „Ja, zu dem Stall, da g'hör i aa dazu!“



„Ich möchte eines von den Süßbrot.“  
„Ach, Fräulein, die kann ich aber nur paarmal hergeben.“  
„Warum denn?“  
„Ja, sehen Sie, die lieben Tierchen leben nun schon fünfzehn Jahre miteinander; zu teilen sie auch im Tode vereint bleiben!“



1. Ainderfräulein: „Meine Stellung ist eine sehr angenehme, die Hausdame streicht mir oft die Waden!“  
2. Ainderfräulein: „Und mir der Hausdame!“

Instruktion.  
Berleger (zu seinem Redakteur): „Der Ausdruck roh ist zu hoch. Setzen Sie dafür lieber derb — das ist nicht zu derb.“

Im Sommer 1910.  
„Hatten Sie in Ihrer Sommerzeit viel Abwechslung?“  
„O ja! Gewitterregen, Landregen, Plazregen.“

Schwimmen.  
Schwimmlehrer (zum Schauspieler, der an der Angel zappelt): „Ja, lieber Herr, hier ist das nicht so einfach wie am Theater!“

Zimmer derselbe.  
Staatsanwalt: „Ich beantrage vier Jahre, hoher Gerichtshof!“  
Angeklagter (Hauffreier): „Sagen mer drei, Herr Staatsanwalt!“

Empfindlich.  
„Warum weigert sich das Mädchen, meinen Rod mit Benzin zu reinigen?“  
Das kann sie nimmer riechen, seit ihr der Chauffeur untreu geworden.“

Gütliches Pech.  
„Sag', Edgar, Du warst doch auch einst ein Bewerber der jetzigen Frau Baronin.“  
„Altersding — aber ich hatte das Glück, bei ihr Pech zu haben.“

Spekulativ.  
„Eisse, ich glaube, unser neuer Zimmerherr hat ein Auge auf Dich geworfen. Laf doch einmal Deinen Fingerhut in die Suppe fallen, damit er sieht, daß Du auch häuslich bist!“

Zweifelhaft.  
Richter: „Hatten Sie denn gar keine Gewissensbisse?“  
Angeklagter: „Es heißt mir den jungen Tag, Herr Gerichtshof! Ob der aber mein Gewissen ist — der wech ich nicht!“

Drahtliches Beispiel.  
Professor: „Können Sie mir, Herr Kandidat, ein Beispiel von Ibsen'straße nennen?“  
Studiosus: „Gewiß! Ich kann zum Beispiel keine Schneidrechnung sehen.“

Ahnungsvoll.  
Leutnant A.: „Ach, Kamerad, woraus schätzen sie, daß Fräulein Braut viel Geld haben muß?“  
Leutnant B.: „Hat mir zu Geburtstag Couponcheere geschenkt!“

Ausübung.  
Junger Mann (der eben einen Liebesbrief vollendet hat): „Soll ich ihr schreiben, ich schide ihr 10,000 oder 100,000 Küffe?“  
100,000 schreibe ich, man muß das Porto ausnützen!“

Selbstlos.  
Mätzin (in ihrem Entschuldigungs-schreiben an das Kaffeekränzchen): „Die letzten Male war es recht leberrn, meine Damen! Ich will darum für die heutige Unterhaltung sorgen und — wegbleiben!“

Das kleinere Uebel.  
„Deine Frau habe ich eben bei der Schneiderei getroffen. Sie bestellt sich ein neues Kleid.“  
„Nun, da bin ich froh! Ich fürchtete schon, sie hätte die Rechnung für das alte bezahlt!“

Aus der Rolle gefallen.  
Bantier (zum Freier): „... Neben Sie doch nicht immer nur Liebe! Es loden Sie ja doch nur die 80,000 Mark, die meine Tochter mitbekommt!“  
Freier (erschrocken): „Was — nicht mehr?“